

Predigt für den Sonntag Judica, 29. März 2020,

Die lutherische Kirche schlägt für die Predigt am Sonntag Judica, dem fünften in der Passionszeit, einen Abschnitt aus dem letzten Kapitel des Hebräerbriefes vor.

„Darum hat auch Jesus, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor. So lasst uns nun zu ihm hinausgehen vor das Lager und seine Schmach tragen. Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“

Hebräer 13,12-15

Liebe Freunde,
lieber Schwestern und Brüder,

„So lasst uns nun hinausgehen vor das Lager ...“

Die große Völkerwanderung hat erst einmal ein Ende. Die meisten Flugzeuge stehen am Boden. Auf den Flughäfen kommen nur noch die Leute an, die zurückgeholt wurden von Bali oder Südafrika. Schaut man auf eine sonst belebte Straße, so kann man die Autos zählen, die vorbeikommen. Die meisten von euch, die ihr dies hört oder lest, sitzen daheim, gehen allenfalls zu einem Spaziergang hinaus, allein oder höchstens zu zweit. Wer einkaufen muss, schaut zu, dass er oder sie bald wieder nach Hause kommt.

Da hören wir:

„So lasst uns nun hinausgehen vor das Lager ...“

Seltsam, nicht wahr? Und doch sind wir in Wahrheit schon unterwegs: hinaus aus unserem gewohnten Leben, hinaus aus vielen Sicherheiten, hinaus aus der Überzeugung, dass unsere Zukunft nicht viel anders sein wird als unsere Vergangenheit. Die Zeit ist vermutlich vorbei, in der wir Pfarrer einer zum größten Teil bürgerlich-sesshaften Gemeinde ein wenig verkrampft vom „wandernden Gottesvolk“ des Hebräerbriefes erzählt haben.

„So lasst uns nun hinausgehen vor das Lager ...“

Ein Prediger, den ich sehr verehere, Manfred Josuttis, geboren 1936 in Insterburg in Ostpreußen, erzählt von der Beerdigung seiner Urgroßmutter. Die muss etwa 1940 oder 41 gewesen sein:

„Zur Beerdigung der Urgroßmutter sind sie mit der Pferdekutsche gefahren. Durch den Schreitlauker Wald. Mit der Fähre über die Memel. Bis nach Willkischken. (Das liegt heute in Litauen.) Dort hat der kleine Junge auf dem Friedhof ein Kirchenlied gehört, das er nie mehr vergessen hat:

Ich bin ein Gast auf Erden
Und hab hier keinen Stand;
Der Himmel soll mir werden,
dort ist mein Vaterland.

Die Urgroßmutter war im ersten Weltkrieg bis nach Sibirien verschleppt. Und die Männer und Frauen und Kinder, die an ihrem Grab standen und das Lied sangen, ahnten nicht, was der neue Krieg ihnen bringen würde ...

Hier reis ich bis zum Grabe;
Dort in der ewgen Ruh
Ist Gottes Gnadengabe,
die schließt all' Arbeit zu.“

Soweit Manfred Josuttis. Ich kenne das Lied wohl, das er in Willkischken gehört hat; aber gesungen habe ich es bisher nur, wenn ich allein war. Auf den Liederzettel für den Gottesdienst habe ich es nie geschrieben, auch nicht für eine Beerdigung. Warum? Ich fürchtete, das Lied könnte zu traurig sein. Auch ich lebte ja in einer Welt, die immerzu von Erfolgen sprach.

Eine prägende Erfahrung machte ich in den 1990-er Jahren. Da war ich Pfarrer in Schweinfurt. In der Metallindustrie dort gab es eine große Krise. Tausende wurden entlassen. Dann war Oberbürgermeisterwahl; eine Kandidatin sprach grundsätzlich nicht von der Krise. Sie nannte Schweinfurt die „Chancenregion“; ihr Lieblingsausdruck war „Erfolgsstory“. Das gefiel den Leuten. Sie wurde gewählt. Wie sollte ich da singen lassen: „Ich bin ein Gast auf Erden und hab hier keinen Stand“? Am Ende gar noch die zweite Strophe:

„Was ist mein ganzes Wesen
Von meiner Jugend an
als Müh und Not gewesen?
Solang ich denken kann,
hab ich so manchen Morgen,
so manche liebe Nacht
mit Kummer und mit Sorgen
des Herzens zugebracht.“ (EG 529,1-2)

„So lasst uns nun hinausgehen vor das Lager...“

Lasst uns hinausgehen auch aus der Welt der Erfolgsgeschichten und des zwanghaften Optimismus.

Ich sage jetzt meine Botschaft in zwei Sätzen:

1. Dass solche Strophen noch immer in unserem Gesangbuch stehen, ist ein großer Trost.
2. Die Erkenntnis, dass wir Gäste auf Erden sind, wird uns helfen.

Zum ersten:

Der Mann, der geschrieben hat, sein ganzes Wesen von seiner Jugend an sei Mühe und Not gewesen, der hat auch geschrieben: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“ und darin die wunderbare Strophe:

„Ach, denk ich, bist du hier so schön
und lässt du's uns so lieblich gehn
auf dieser armen Erden;
was will doch wohl nach dieser Welt
dort in dem reichen Himmelszelt
und güldnen Schlosse werden.“

Es sind nicht alle Tage gleich in unserem Leben. Es gibt eine Zeit des Lobes und eine Zeit der Klage. Es gibt eine Zeit der Freude und eine Zeit des Kummers. Echt und wahr sind beide, der Kummer und die Freude. Im Gespräch unseres Herzens mit Gott ist Platz für beides. Und wenn ich mein Gesangbuch aufschlage und singe und mir die Tränen kommen beim Singen, weil ich vielleicht an die Mutter denke, den Vater, die Frau oder an meine Kinder – dann geschieht das vor dem Gott, der *„meine Tränen sammelt in seinem Krug“* (Psalm 56,9). Auch unsere Tränen sind eine Gabe von Gott, ein Trost. Gott sei Dank dafür, dass wir IHM keine Erfolgsgeschichten erzählen müssen, dass wir traurig sein dürfen und doch von ferne ahnen: *„die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten“* (Psalm 126,5).

Zum zweiten:

Über die Ursachen der jetzigen Krise wird noch viel geredet und geschrieben werden. Eines steht für mich jetzt schon fest: Diese Erde gehört uns nicht. Wir sind nur Gäste auf ihr, sind unterwegs zu einer anderen, ewigen Heimat. „Bleibt mir der Erde treu“ hat ein Philosoph gesagt. Einverstanden. Aber wir werden der Erde nicht treu bleiben, indem wir uns krampfhaft an ihr festhalten. Wir werden der Erde nicht treu bleiben, wenn wir sie aussaugen mit unserer Lebensgier und verwüsten mit unserer Todesangst. Ausgesaugt und verwüstet ist die Erde nun wirklich genug. Wir werden leben, weil wir sterben können. Jetzt, genau jetzt, ist die Zeit, das zu begreifen.

„So lasst uns hinausgehen aus vor das Lager ...“

Gerade weil wir diese Erde schön ist und weil wir das Leben lieben, singen wir: „Ich bin ein Gast auf Erden und hab hier keinen Stand“. Wenn unsere Zeit kommt, keinen Tag eher und keinen Tag später, werden wir noch ein letztes Mal aufstehen und *„hinausgehen vor das Lager“*.

Noch einen Vers gibt es in dem großen Lied:

„Ich wandre meine Straße,
die zu der Heimat führt,
da mich ohn' alle Maße
mein Vater trösten wird.“

Amen

Rainer Oechslen
rainer.oechslen@elkb.de